

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 184.

Dienstag, 10. August.

1915.

(26. Fortsetzung.)

Frau Adas Töchter.

Roman von Emma Hanshofer-Merk.

(Nachdruck verboten.)

Ein paar Stunden später schritten sie denn auf der Sandstraße am See dahin, auf der sie einst so viel zusammengegangen waren. Dornberg damals als leidenschaftlich Verliebter, der sich von Ollys Übermut beherrschen ließ.

Nun lag winterliches Weiß auf den Hügel und düstere Nebel wallten um die tiefgrüne starre See-Fläche. Nur die Raben flogen über die Felder, und nur einzelne beschneite Tannen hoben sich dunkel aus der ersten Landschaft unter dem schweren, grauen Himmel. Und wie die Blumen verblüht und alles Grün erstorben war, so hatte auch der Frost jenes warme Gefühl erstickt, das einmal hier aus einem jungen Gesicht gesprochen. Ob Dornberg sich noch erinnerte?

Ollly fragte sich mit einem glühenden Wunsch, in seinem Herzen zu lesen.

Nun kamen sie vorüber an der Villa, in der sie damals gewohnt hatten, an der Laube, in der sie ihm so bitterlich weh getan! Aber er plauderte, unbewegt, in bester Laune mit Bruno. Kein Blick fiel auf das kleine weiße Haus, in dem sie ihm einmal so lieb gewesen!

War das nun schon die Vergeltung, mit der er ihr gedroht hatte, daß sie mit so brennendem Interesse an jene Vergangenheit zurückdachte, während ihm die Jahre, die dazwischen lagen, offenbar so viel gebracht hatten, daß der kleine, unglückliche Roman, den er mit solchem Feuer durchlebt ihm nur mehr eine vergessene Episode bedeutete?

Sie zwang sich, auch die Augen von dem Garten abzuwenden, obwohl sie sich noch deutlich steh'n sah mit dem Büschel Gerstblumen in der Hand, und ihr die Laube wie verklärt schien durch die Erinnerung.

Bruno wurde von einem Bekannten angesprochen, der mit Skiern auf der Schulter an ihnen vorüberkam.

Nun ging Ollly mit Dornberg voran. Einen Augenblick wartete sie noch, ob er denn kein Wort von ihrer alten Villa sagen würde, und dann fing sie an, mit ganz ungewohnter Bräuterei von ihrer Schriftstellerei zu reden, von ihrer Novelle zu erzählen, nur damit er ihre Gedanken nicht erriet.

„O, Sie schreiben, gnädiges Fräulein!“ sagte er mit freundlichem Interesse. „Ein literarischer Bekannter behauptete einmal, jede junge Dame könne eine Novelle schreiben, eben ihre Novelle. Und da möchte ich mir sogar zutrauen, den Stoff zu erraten!“

„Bitte, versuchen Sie es doch! Ich bin sehr neugierig, was Sie da meinen!“

„Also, der Held: ein sehr verwöhnter, sehr reicher junger Mann, der sich für eine geistreiche junge Dame lebhaft interessiert, der ihr den Hof macht, mit dem sie eine Autofahrt unternimmt! Aber der reiche junge Mann reist eines Tages in die weite Welt, und bei der Rückkehr heiratet er die Komtesse, die seine Mutter für ihn auserkoren hat und die ganz das Gegenteil der geistreichen jungen Dame ist: Blond, phlegmatisch, ein wenig dümmlich! Ist das nicht Ihr Stoff?“

„Nein, meine Novelle ist es nicht. — Ich schreibe

nicht meine persönlichen Erlebnisse; ich finde, daß andere Leute mehr Interessantes bieten. Aber woher wissen Sie das, um Gottes willen?“ rief Ollly, vor Verwunderung stehen bleibend. „Sie sind ja unheimlich!“

„Die Mama jenes reichen jungen Mannes ist meine Patientin und hat eine Zeitlang sehr gefürchtet, — Ihre Schwiegermutter zu werden! — Ein Arzt hört so mancherlei, wissen Sie!“

„Natürlich. Das war auch die Besetzung, in der Mütter die Erlebnisse ihrer Söhne darstellen! Tatsächlich verhielt es sich doch ein bißchen anders. Tatsächlich fand die junge Dame, daß die Mama ihren Sohn zu sehr verwöhnt und verzogen habe, und daß sie sich nicht von einem „roi fainéant“ und Egoisten tyrannisieren lassen wollte!“

„Wirklich!“ rief er zum erstenmal wieder mit einem heißen Blick wie in alter Zeit, mit einem freudigen Aufglühen seiner Züge.

Es schien ihn offenbar sehr zu vergnügen, daß sie dem reichen jungen Mann auch einen Korb gegeben hatte.

„Schade, daß Ihre Novelle kein Selbstbekenntnis ist!“ warf er dann lachend hin. „Aber lesen möchte ich sie doch!“

„O, bitte nur keine erzwungenen Artigkeiten! Ich hoffe, es wird noch mehr und Besseres erscheinen!“

Bruno war ihnen nun wieder nachgekommen und Dornberg blieb den ganzen Tag in derselben höflich-fühlen Stimmung, die Ollly innerlich zur Raserei brachte. Sie gestand sich nun erst, daß sie von diesem Ausflug, gerade an die alte Stätte seiner toten Liebe, ein Aufklarn der alten Glut erwartet hatte.

War sie denn nicht mehr dieselbe wie einst? Nicht mehr schön und reizvoll, wie sie ihm damals erschienen? Sie fühlte mit einem Male, daß sie nicht gut aussah in dem Schwarz. Sie brauchte Farben, um zu wirken! Es machte sie kleinlaut und scheu, wenn sie dachte, daß ihre Erscheinung ihn enttäuschte, daß sie so viel strahlender und glänzender vor seinen Augen gestanden hätte!

Wie eine entthronte Königin erschien sie sich, der daszepter aus den Händen gefallen war. Damals, als übermütiges, junges Ding hatte sie ja geherrscht, über ihn, der nun so fest und selbstbewußt an ihrer Seite ging, sich nicht mehr beugte vor ihren Launen, nicht auf jeden mutwilligen Einfall lauschte, ihr nicht mehr mit jedem Blick gestand, daß er ergeben war wie ihr Sklave!

O, wie sie sich sehnte nach der verlorenen Macht! Wie sie die Ollly von damals beneidete!

Als man dann in dem behaglichen Gastzimmer im Fischhaus frühstückte, kamen in Gruppen die Robler und Skiläufer herein mit frischen Gesichtern und lustigen Augen. Von all der frohen Jugend, von den kraftvollen Gestalten und lachenden Menschen ging förmlich ein Hauch von Lebenslust aus, die Ollly, die so lange nur Trauermienen gesehen hatte, stark erfaßte, in ihr ein heißes Begehren nach Glück erweckte.

Unter den lustigen jungen Leuten saßen auch alte Bekannte: Der Kapellmeister, der mit ihnen in der Dalepp gewesen, mit seiner blonden Tochter, die jetzt ein schönerblühendes Mädchen war. Bruno bemerkte, wie verblüfft sie ihn anblickte, als er grüßte; er war überzeugt, daß sie mit dem Vater über seine Entstellung sprach, und er stand auf und verließ in einem Anfall grimmiger Laune das Zimmer.

Dornberg hatte einen Schlitten bestellt, und der Himmel war hell geworden, als sie wieder heraustraten in die Winterlandschaft. Fabelhaft lustig sah es nun aus, dieses tiefe Blau über all dem Weiß, der Sonnenschein auf dem sauberen, makellosen Schnee.

Die Schellen klingelten, das leichte Gefährt flog förmlich dahin, Neuhaus zu, wo der Wendelstein zu ihnen herübergrüßte und die sonst so zahmen Waldberge mit ihren blaumufflossenen, weißen Säuptern ganz mächtig und großartig erschienen über den dunklen Tannen.

Oßy wollte nicht denken, sich nur der frohen Gegenwart hingeben! Dornberg, der neben ihr saß, schaute sich eifrig in der Gegend um und sprach viel von dem Sanatorium, das er bauen mußte. Es machte sie ungeduldig, daß er immer nur mit den Augen des Gründers umherblickte, als Geschäftsmann, der sein Ziel nicht einen Augenblick aus den Augen verlor!

Hatte sie ihn dazu gemacht? War das immer noch der Nachhall ihrer kühlen Worte? Wollte er um jeden Preis reich werden, erwerben, immer nur erwerben, weil sie ihm einmal gesagt hatte, daß nur ein Besitzer der sie gewinnen könnte? Wenn das so nachwirkte, all die Jahre, dann hatte sie ja doch Macht und Einfluß auf ihn, dann spielte sie doch eine wichtige Rolle in seinem Leben! Der Gedanke durchglühte sie wie ein Triumph!

Ob auch der Nachwunsch in ihm geblieben war, das Verlangen, ihr die Demütigung zu vergelten, wie er ihr damals gedroht hatte?

„Vergiß! Vergiß!“ hätte sie ihm zurufen mögen. „Sei doch einmal wieder jung wie in jener schönen Sommerzeit. Jung und verliebt, und ich will ja eingestehen, daß ich bereue, was jene Lörin sprach!“

Doch dämpfend und einhüllend, wie eine undurchdringliche Decke, legte sich das Alltagsgespräch über alle diese stürmischen Gefühle und man blieb immer an der Oberfläche, immer nur in dem Geplätscher einer höflichen Unterhaltung.

Nach Beendigung der Mahlzeit hatte Bruno eine ernste, vertrauliche Unterredung mit dem jungen Arzt, dem er seinen Gemütszustand schildern, seine Stimmung erklären wollte.

„Ich bleibe noch mit dem Doktor hier!“ sagte er zur Schwester. „Wir bringen dich mit dem Schlitten zur Bahn!“ und sie hörte aus den Worten seine Ungeduld heraus, sie loszuwerden.

O, wie sie den Bruder beneidete! Ganz traurig drückte sie sich in die Ecke ihres Wagens. Dornberg hatte ihr ja freundlich Lebewohl gesagt, ihr gedankt für den Tag in ihrer Gesellschaft, den sie ihm vergönnt hatte. Aber sie fühlte wohl, ihre einstige Krone fand sie nicht wieder; das Königreich, das sie besaßen, hatte sie verscherzt!

Und doch war ein rasendes Verlangen und Vorgehen in ihr. Er sollte sie lieben, sie fordern, sie nehmen! Mit wilder Leidenschaft sehnte sie sich darnach, sich in seine Arme zu stürzen und sich von ihm einführen zu lassen in das heilige Mystrium der Liebe! — — —

Als Bruno nach ein paar Tagen zurückkehrte, war er verändert; immer noch ernst, aber nicht mehr kopfhängerisch stumm. Er erklärte seinem Vater, daß er nun wirklich studieren wolle, daß er entschlossen sei, Arzt zu werden, und bat, für die nächsten Semester nach Berlin zu dürfen, da auch Dr. Dornberg meine, es wäre besser für ihn, in andere Umgebung zu kommen. Dr. Robertus war so froh, ihn aus der Schaffheit und Apathie erwaacht zu sehen, daß er ihm

mit Freuden bewilligte, was er verlangte, nur mit einem Seufzer bemerkte:

„Du mußt überhaupt erst anfangen zu lernen, Bruno! Ich gönne dir Zeit! Aber ich verlange auch ein gründliches fleißiges Studium. Lieber wollte ich einen Tiger auf die Menschheit loslassen als einen unwissenden, oberflächlich unterrichteten Arzt!“

(Fortsetzung folgt.)



Nach Wahrheit forsche, —

Schönheit liebe, —

Gutes wolle, —

Das Beste tue!

Mendelssohn.

Eilpost in früherer Zeit.

In diesen gegenwärtigen Tagen, in denen wir — sozusagen augenblicklich — die wichtigsten Generalstabsmeldungen von allen Fronten bis hinab zu den Dardanellen und — durch aufgefundenen Funkspruch — gleichzeitig auch diejenigen aller unserer vielen Feinde telegraphiert und gedruckt empfangen, will es uns wie ein Märchen erscheinen, daß genau vor 100 Jahren die Siegesnachricht von Velle-Alliance fünf Tage brauchte, um bis nach Berlin zu gelangen. Wir würden das heutzutage geradezu nicht mehr aushalten, wenn wir auf jede wichtige Botschaft tagelang warten müßten. Und doch war jener Mitt des Leutnants Kernst, der die Siegesdepesche von Velle-Alliance überbrachte, eine für alle Zeiten denkwürdige Refordleistung. Die Schlacht fand bekanntlich am 18. Juni 1815, einem Sonntag, statt. Er ritt Montag, den 19. Juni, morgens früh 5 Uhr 30 Min. ab und traf bereits Samstag, den 24. Juni, um 3 Uhr morgens, in Berlin ein, er hatte mithin die 700 Kilometer lange Strecke in 4 Tagen und 21½ Stunden zurückgelegt und das unmittelbar nach den furchtbaren Anstrengungen von Ligny und Velle-Alliance. Auch in früheren Jahrhunderten vollbrachten die Kuriere bereits ganz ungewöhnliche Leistungen, die um so erstaunlicher erscheinen, wenn man sie mit dem gemächlichen Tempo vergleicht, in dem damals die Reisen vor sich zu gehen pflegten. Als z. B. König Ludwig XIV. von Frankreich, der „Sonnenkönig“, im Jahre 1661 im Wagen von Paris nach Bourges (230 Kilometer) reiste, brauchte er noch sieben volle Tage, um diese Strecke zurückzulegen. Der Kurier, der im Jahre 1574 Heinrich III. den Tod seines Bruders Karl IX. mitteilte, legte dagegen die Entfernung von Paris bis Warschau in nur 14 Tagen zurück. Nicht weniger verblüffend ist der Reford, den ein anderer Kurier aufstellte, der damals die Reise von Versailles nach Rom in knapp 168 Stunden bewältigte. Noch überraschender waren die Leistungen verschiedener Läufer, deren Beruf es war, briefliche Mitteilungen schneller als die Post zu überbringen. Nebenher liefen sie wohl auch „zu Staate“ den Karossen vornehmer Herrschaften bei festlichen Anlässen voraus; so im Augusteischen Zeitalter in Dresden; hier wurden auch mehreremal Wettläufe von Läufern im Großen Garten veranstaltet. Ebenso interessant wie originell ist folgende „Anzeige“ eines Läufers, die sich im „Herzoglich Sachsen-Altenburgischen Amts- und Nachrichtenblatt“ vom 8. Mai 1888 befindet:

„Ich unterzeichneter Altenburger Schnellläufer empfehle mich dem verehrten Publikum zur schnellsten und billigsten Ausföhrung jedes expressei Weges als Eilbofe in die Nähe und Ferne. Ich laufe in der längsten Tour 18 Meilen täglich, mache 2 Stunden Weges in der Umgegend Altenburgs in 50 Minuten hin und zurück, gehe in 3 Stunden nach Leipzig, in 7 Stunden hin und zurück, in 8¼ Stunden nach Dresden, ja, wenn es nötig sein sollte, in einem Tage hin und zurück, selbst wenn dieser Weg den anderen Tag mühte wiederholt werden, in 3¼ Stunden nach Chemnitz, in 1¼ Stunden nach Penig, in ¾ Stunden nach Borna, nach Weimar in 9 Stunden. Aber alle diese und noch mehr gemachte Eilwege habe ich die richtigsten Atteste aufzuweisen und werde bei geneigter Bestellung zeigen, daß ich wirklich ein schneller Läufer bin.

Karl Gebenstreit jun.,

Auf der Rehgrube bei meinen Eltern wohnhaft.“

Der berühmteste Schnell- und Dauerläufer aber war selbstsamerweise ein Matrose, der Norweger Mensen Ernst, der sich in seinem 39. Lebensjahre (1837) rühmen konnte, mehr als 50 000 Meilen, davon zwei Drittel zur See und ein Drittel zu Lande und zu Fuß durchgemessen zu haben. 1840 trat er in den Dienst des Fürsten Bückler-Muskau, der ihn zu Botengängen von seiner Festung nach Berlin benutzte, ein Weg, für den die Post 24 Stunden, Mensen Ernst aber nur etwa 14 Stunden brauchte; wahrscheinlich kürzte er ab, wo er nur konnte, und benutzte überall die allergeradeesten Richtwege, die zu befahren nicht möglich war. Dabei stellte er folgenden Rekord auf: er legte einmal 9000 Kilometer in 59 Tagen zurück, etwas mehr als 152 Kilometer in 24 Stunden. Das ergibt allerdings nicht mehr als 8 Kilometer für die Stunde, aber man muß schon sehr kräftig sein, um diesen Geschwindigkeitsschritt zwei Monate hindurch einhalten und aushalten zu können. Als ihm diese Spaziergänge zu eintönig wurden, folgte er wieder seinem schrankenlosen Drang in die Ferne. Er lief nach — Amerika, um die Quelle des Weißen Nils zu entdecken, erkrankte aber unterwegs an der Ruhr und starb im Jahre 1843 zu Assuan; Reisende haben ihn dort am ersten Katarakte des Nils begraben. Den Kurieren zu Roß und zu Fuß, deren sich in früherer Zeit die Lotterien bedienten, um ihre Gewinnlisten möglichst rasch nach allen Seiten zu verbreiten, wurde bemerkenswerterweise in den 30er Jahren des vorigen Jahrhunderts einmal ein Schnippen durch ein Schiff geschlagen, das in außergewöhnlich rascher Fahrt von Kopenhagen nach Hamburg segelte, wo sich — wie ein Fahrgast wußte, das große Loß der soeben erst vor der Abfahrt gezogenen Kopenhagener Lotterie befand. Der Betreffende erhob es noch eben rasch, bevor der Silbote mit der Gewinnliste ankam; ob er den Gewinn dann auch wirklich ausbezahlt erhielt, blieb unbekannt; jedenfalls machte die Sache damals in ganz Europa außerordentliches Aufsehen und gab Anlaß zu den ausgedehntesten Kontroversen. Das moderne Zeitalter der Telegraphie hat natürlich die Glanzthaten der Silboten überholt und überflüssig gemacht. Als Gegenstück zu den Rekorddiensten der Silboten sei auf die hervorragendste Leistung der telegraphischen Nachrichtenübermittlung hingewiesen, die im Sommer 1905 gelegentlich eines Wettspiels der Berliner Schachgesellschaft mit dem Manhattan Chessclub in New York vollbracht wurde. Berlin erhielt damals auf einen Zug schon nach 3 Minuten die Mitteilung des Gegenzuges aus New York und obwohl zweimal 12 Stunden lang (an einem Samstag und Sonntag von Mittag bis Mitternacht) sechs verschiedene Spiele nebeneinander herliefen, kam auch nicht ein einziger Fehler dabei vor.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Ein weiblicher Soldat in Alt-Nürnberg. Die Kunde, daß die Gattin eines österreichischen Oberleutnants mit diesem ins Feld ging und dort erfolgreich an den Kämpfen teilnahm, erwidert, wie die neueste Nummer des „Bayerland“ schreibt, die Erinnerung an eine Nürnbergerin des 18. Jahrhunderts, die zwar nicht in den Krieg zog, aber durch ein militärisches Abenteuer die ganze Stadt rebellisch machte. Frau Barbara Helena Körnlein, die Witwe eines Drahtziehers, der zugleich Kondukteur bei den städtischen Konstablern (wie damals die Artillerie hieß) war, war es, die am 16. September 1792 eine Stunde vor Sonnenaufgang auf der Nürnberger Hauptwache am Hünfertor erschien, um — auf Posten zu ziehen. Wie sie dem nicht wenig erstaunten wachhabenden Offizier klar machte, war ihr die Entrichtung des auch von den Witfrauen zu leistenden „Wachgeldes“ zu viel geworden, und so wolle sie, um zu sparen, fortan persönlich Wachdienst beim Bürgermilitär tun. In der alten Reichsstadt war nämlich, wie es in der „guten alten Zeit“ auch sonst vorkam, jeder Bürger zum Wachdienst verpflichtet, konnte sich aber davon durch Zahlung des sog. Wachgeldes loskaufen. Das immerhin Merkwürdige war nun, daß dies Freigeld auch von den Witwen erhoben wurde, und diese etwa ungerechtfertigte städtische Finanzoperation hatte Frau Barbara Körnlein allmählich so geärgert, daß sie lieber selbst „schilttern“ als noch länger in den Beutel greifen wollte. Auf der Wache versuchte man, dem „Frauenzimmer“ die Sache auszureden, aber vergeblich. Der

Nürnberger Kriegsoberst v. Gugel, dem der wachhabende Offizier schließlich in seiner Rastlosigkeit den Fall unterbreitete, entschied zum nicht geringen Entsetzen der Bürgerwehr, „daß, da in dem oberherrlichen Erlaß nicht ausgesprochen, wenn Witwen persönlich Wachdienst leisten wollen, sie nicht zugelassen werden sollen, so sieht das Kriegsamt sich nicht veranlaßt, den Willen der Körnlein zu beschränken und sie nicht auf die Wache ziehen zu lassen, es wird aber unverweilt Veranlassung genommen werden, die Sache vor den hohen Rat zu bringen.“ Somit war nichts zu machen, und Frau Barbara zog, „stramm in Reih und Glied marschierend“, mit der Wachmannschaft auf. Unglücklicherweise war es gerade Sonntag, und die Nürnberger strömten in hellen Scharen zusammen, um den Wachposten im Untertod anzustarren und natürlich ihren Spaß damit zu machen. Der Unfug war so groß, daß der weibliche Soldat unter dem Gejohle der Menge schleunigst abgelöst werden mußte. Da die resolute Frau Körnlein hartnäckig blieb und die Sache sich zum Stadtstandal auswuchs, griff der gestrenge Rat der freien Reichsstadt ein und erließ am 6. Oktober ein Dekret, wonach die p. p. Körnlein sich „nicht unterziehen“ sollte, nochmals auf Wache zu ziehen, bei Strafe des Gefängnisses. Sie wurde auch tatsächlich eine Nacht ins „Weibereisen“ gelegt, wollte aber trotzdem ihre militärische Betätigung nicht aufgeben. Nun entschied der Rat: „Die Scheibenzieherin Barbara Helena Körnlein ist in custodia ruhen zu lassen und zu erwarten, ob sie sich nicht eines Besseren besinnen werde.“ Der schließliche Ausgang des merkwürdigen Handels ist nicht aktenmäßig festzustellen; jedenfalls aber scheint Frau Barbara mit ihrem harten Kopf durchgedrungen zu sein und kein Wachgeld mehr bezahlt zu haben. Ein lebensvoller Stich im Germanischen Museum hat ihr Bild der Nachwelt erhalten: wie sie in Rock, Schürze und Gausche schilbert, das Gewehr in der Rechten, die Linke mit „stolzer Attitüde“ an den um die nicht gerade schlanke Taille geschnallten Säbel gelegt. Sie war übrigens schon eine ältere Dame. Dasselbe Museum enthält auch die „Darstellung einer als Soldat ins Feld gezogenen Französin 1800“, von der leider außer dem Bild nichts bekannt ist.

Deutsche Treue in den Vereinigten Staaten. Es ist immer wieder herzerfrischend, zu sehen, mit welcher Glut der Begeisterung und unerschrockenen Mannhaftigkeit manche Deutsch-Amerikaner jenseits des großen Wassers für die deutsche Sache kämpfen. Vor uns liegt Nr. 4 der Wochenchrift „Der deutsche Lutheraner“, des offiziellen Organs des Generallutherischen der evangelisch-lutherischen Kirche in Nordamerika. In einer Betrachtung des Herausgebers zu Kaisers Geburtstag lesen wir dort u. a.: „Es sind dies dankwürdige Zeiten. Wir haben noch keine solchen erlebt, und unsere Kinder und Kindeskinde werden noch davon erzählen. Schreiber dieser Betrachtung ist hier in Amerika geboren. In jedem anderen Jahre hätten wir gesagt: Was geht uns hier in Amerika des deutschen Kaisers Geburtstag an? Dies Jahr ist's anders, aber ganz anders. Wir haben in dieser Zeit gewaltige Dinge durchlebt. Das Innerste unseres Denkens und Fühlens und Bewußtseins ist mit elementarer Gewalt zum Durchbruch gekommen, und dies ist deutsch! Wie könnte es auch anders sein? Als die Eltern von Deutschland herüberkamen und hier Bürger wurden, da hörte allerdings manches Alte auf: es hörte auf das deutsche Staatsbürgertum, es hörte auf die politische Untertanenschaft, es hörte auf die Unterordnung unter deutsche Obrigkeit und Gesetz — alle diese Bande waren für die Eltern und mehr noch für ihr Kind gelöst. Aber alle diese Bande sind doch schließlich nur äußere Bande. Die Bande der Blutsverwandtschaft sind geblieben. Was sind wir anders als ein Kind deutscher Eltern, ein Sohn des deutschen Volkes? Es ist doch deutsches Blut, das in unsern Adern fließt, deutsches Gemüt, das sich im Innersten geltend macht, deutsches Empfinden und deutsche Art, die unserem ganzen Wesen anhaften, und in bezug auf diese Stätte gilt auch, was Israel, gekannt vom heiligen Vaterlande, gesungen: „Vergeß ich dein, Jerusalem, so werde meiner Rechten vergessen!“ Das alles wußten wir zwar vorher und haben es manchmal abgemessen ausgesprochen; aber so recht eigentlich und tief und überwältigend ist uns das doch erst zum Bewußtsein gekommen in dieser Zeit, wo das Deutschland bedroht ist wie ein Baum, an dem man die Äste segt, und da winnt und jammert und bittet und steht unser innerstes Herz, wenn auch zuweilen in englischer Sprache. „Als der deutsche Kaiser sein Abschieds-

Kaiserjubiläum feierte, da berührte es uns weniger. Wir bewunderten den Kaiser als einen großen, wir liebten ihn als einen guten Mann; aber sein Kaiserthum weckte in uns keine aufflammende Begeisterung. Bei der Geburtstagsfeier dieses Jahres ist es anders. Er steht da als der Repräsentant und Verteidiger des Deutschtums in aller Welt. Er steht da auch als unser Repräsentant. Wenn er fallen sollte. . . unsere Stellung, unser Ansehen, unsere Volksehre ist dahin, auch hier in Amerika. Das fühlen wir. Darum ist der deutsche Kaiser jetzt unser Kaiser — mein Kaiser, dein Kaiser, nicht in politischer Beziehung, sondern in Volksbeziehung: der Mann, den Gott dem deutschen Volk gegeben zur Zeit der größten Volksgefahr; der Mann, den Gott erhalten möge wie eine Säule, die unser Volkstum in gegenwärtiger Zeit trägt. Darum feiern auch wir wie nie zuvor Kaisergeburtstag mit persönlichem, innigem Anteil, mit inbrünstiger Fürbitte und Gebet. In unserem Gemüt, in unserem Herzen, in unserer tiefsten Seele haben wir in dieser Zeit wunderbare Dinge erlebt; — auch in unserem religiösen Leben. Es ist wunderbar und uns oft ganz unerklärlich, daß das patriotische Gefühl eine solche Rückwirkung haben sollte auf unser religiöses Leben. Aber seit dem Kriegsausbruch wissen wir erst, was „beten ohne Unterlaß“ heißt. Wahrhaftig, Not lehrt beten in einer Weise, wie wir es nie zuvor gewohnt haben. Natürlich wendet sich in solchen Schicksalszeiten, wo alles Menschliche auf dem Spiel steht, unser ganzes Bewußtsein wie ein Gedanke empor zum Vater im Himmel und ruft um Gnade und Hilfe. Es ist ein schauerndes und zugleich erhebendes Erlebnis. . . Darunter, fast ganz im Unbewußten, wühlt und gähnt es unausgesetzt in der Tiefe unseres Wesens wie eine gurgelnde, brandende Flut und rauscht rasselnd in unaussprechlichem Stöhnen und Schauern zu dem hin, dessen Heilsuchung wir in dem gewaltigen Schicksal tief erleben. Dies innere Empfinden begleitet uns auf allen Wegen. In jeder Pause des Tages betreten wir dasselbe wie einen ununterbrochenen: Unterton unseres innersten Lebens. Am stärksten drängt es empor, wenn wir abends den Schlaf suchen. In unseren Träumen spiegelt es sich wider und morgens weckt es uns auf. Es ist ein Blutandrang nach dem Herzen. Es ist ein Zungenreden des Herzens. . .“ Dem wackeren Deutsch-Amerikaner, der diese Reizen geschrieben hat, kann man wahrhaftig auch zurufen: „Der ist in tiefster Seele treu, der die Heimat so liebt wie du!“

Frankreichs Schrei nach einem Nationaldichter. Bezieht Frankreich einen Nationaldichter? Der „Temps“ muß diese Frage mit einem „Nein“ beantworten. „Wir müssen leider eingestehen“, sagt das Blatt, „daß wir keinen Nationaldichter haben, überhaupt keinen Dichter, der für uns dieselbe Bedeutung hätte wie Kipling für die Engländer, Verhaeren für die Belgier und d'Annunzio für die Italiener. Gewiß besitzen wir auch heute viele begabte Dichter, darunter einige von bemerkenswerter persönlicher Eigenart. Doch es gibt nichts, was man als Ursache für das Nichtvorhandensein eines Nationaldichters anführen könnte. Erscheinungen dieser Art sind vor allem vom Zufall abhängig. Nur ein „geheimnisvoller Einfluß des Himmels“ kann einen Nationaldichter hervorbringen, eine natürliche Anlage, deren Herkunft unbekannt ist und durch nichts ersetzt werden kann. Frankreich, außer dessen Himmel so viele Dichter geboren wurden, besitzt gegenwärtig keinen einzigen Dichter von überragender Bedeutung. Das ist nun einmal so, und es steht nicht in unserer Macht, es zu ändern.“ „Wo sind die Dichter?“ fragt man, während die gewaltigsten aller Ereignisse sich abspielen. Im übrigen ist es eine alte Beobachtung, daß die großen Krisen in der Geschichte meist erst in späteren Tagen eine würdige Darstellung fanden. Darum wollen wir trotz allem hoffen, daß eine neue Entdeckung gemacht wird, ein genialer Dichter, der aus dem Instinkt heraus die Seele des Volkes ausdrückt, wie etwa die Marcellaine. Bisher wurde nichts geschaffen, was an eine Erneuerung dieses Sanges gemahnen könnte. Ohne die Verdienste von Rudyard Kipling, Emile Verhaeren und Gabriele d'Annunzio herabschauen zu wollen, hat man doch das Recht zu der Bemerkung, daß ihre durch den Krieg hervorgerufenen Reden und Schriften — bei aller schwindigen Bedeutung — bis jetzt nicht mehr als Improvisationen sind, die der Propaganda dienen. Auch einige unserer Schriftsteller haben in diesem Kriege bereits wertvolle patriotische Schriften veröffentlicht. Aber der französische Dichter, der das Lied dieses Krieges singen wird, liegt gegenwärtig — wenn er

überhaupt vorhanden ist — im Schützengraben oder in den Windeln.“

Die Gefahren des hohen Absatzes. Der hohe Absatz ist, nachdem die Schuhmode eine Zeitlang vernünftigeren Grundfäden gefolgt hatte, insbesondere in der Damenwelt immer allgemeiner wieder in Aufnahme gekommen. Allenthalben kann man jenen trippelnden Gang mit kleinen Schrittlängen und gebeugten Knie- und Hüftgelenken beobachten, zu dem der hohe Absatz führen muß. Es verdient daher ernste Beachtung, wenn eine Autorität wie Professor Dr. A. Mitschl vom Orthopädischen Institut der Universität in Freiburg i. B. in der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“ seine warnende Stimme erhebt und in eingehenden Darlegungen den Nachweis führt, daß sich infolge des hohen Absatzes ein Schadenkreis schlimmster Art entwickelt, der schließlich nicht nur den ganzen Bewegungsapparat vorzeitig zur Ruine macht, sondern auch die Herzkraft vorzeitig erkranken läßt. In genauer, durch schematische Darstellungen verdeutlichter Analyse werden die verschiedenen schädlichen Einwirkungen des hohen Stiefelabsatzes auf die in Betracht kommenden Gelenke und weiterhin den ganzen Körper aufgewiesen. So wird auch gezeigt, was jedem Beobachter auffällt, daß ein längeres Stehen mit gestreckten Knie- und Hüftgelenken für den Träger hoher Absätze schlechterdings unbankbar ist, besonders für die Frauen, die die militärische Stellung nicht geübt haben, bei der durch den stark nach vorn verschobenen Körperschwerpunkt entgegengewirkt würde. So sieht man die jungen Mädchen und Frauen, die der fragwürdigen Mode der hohen Absätze huldigen, nicht nur mit gebeugten Knien stehen, sondern auch gehen. Die Bewegung im Kniegelenk, die die gleiche Bewegung im Hüftgelenk nach sich zieht, hat aber, wie Prof. Mitschl genauer nachweist, die Folge, daß sich ähnlich wie beim Sitzen eine Ausbiegung der Lendenwirbelsäule nach hinten einstellt, die gewöhnlich auf die oberen Abschnitte der Wirbelsäule übergreift und die Wirbelsäule zu einer nach hinten flach gewölbten Haltung zwingt. So beeinflussen die hohen Absätze, die schon an den Füßen die verschiedensten Störungen und Unbequemlichkeiten schaffen, auch den ganzen tragenden Teil des Knochengerüsts in der schädlichsten Weise. Der unschöne Stelzengang, der sich durch die hohen Absätze entwickeln muß, schaltet auch die Eigenbewegungen des Fußes, die von ihm beim Gehen mit weitausgreifenden Schritten gefordert werden, fast ganz aus. Eine regelrechte Abwärtung des Fußes ist ausgeschlossen, wie sie für die Erhaltung der Bewegungsorgane des Fußes unbedingte Voraussetzung ist. Wird der Fuß nur zur Übertragung der Körperlast auf den Boden benutzt, so verkümmern nicht nur die Fuß- und Unterschenkelmuskulatur, sondern auch die mit den Muskeln in innigster Wechselbeziehung stehenden übrigen Bewegungsorgane, wie die Bestandteile der Gelenke und mit ihnen die Knochen. Das Untergerüst des Körpers, der Fuß, wird schadhast. Dieser Zustand ist stets der Anfang der Plattfußbildung; er ist in den allermeisten Fällen erworben. Dazu kommt noch ein zweiter Umstand. Gerät der Fuß in Schuhen mit hohen Absätzen auf eine stark nach vorn geneigte schiefe Ebene, so gleitet er bei der Belastung durch das Körpergewicht mehr und mehr nach vorn. Die Last überträgt sich in unangenehmer Weise auf die Köpfchen der Mittelfußknochen und die Streckseiten der in zu enge Schuhe eingezwängten, gebeugt gehaltenen Beine. Das von diesen unangepassten Verhältnissen gebildete vordere Quergewölbe wird hierdurch in übermäßiger Weise belastet und verliert dadurch in immer höherem Maße seine Wölbung und Elastizität. Es kommt zur Bildung schmerzhafter Schwielen über den Köpfchen der Mittelfußknochen und schmerzender Hühneraugen an den Beinen. Wie bei den schmerzhaften Formen des Plattfußes wird jetzt das Gehen zur Qual und als lästige Beschäftigung mehr und mehr eingeschränkt. Der Mangel an Bewegung führt dann zu allerhand weiteren Nachteilen: der Fettansatz nimmt zu, damit wächst die Last, der der schmerzhaften und geschwächte Fuß standzuhalten hat, und so ist der eingangs erwähnte Schadenkreis geschlossen und ein Zustand herbeigeführt, der leider bei Frauen noch immer sehr verbreitet ist. Er wird nur dadurch allmählich mehr und mehr verschwinden, daß der Fußpflege die ihr dringend zukommende Beachtung geschenkt wird. Bildet doch der Fuß den Untergrund unseres Körpers, der in aufrechter Haltung eine nach Art eines Turmes aufgebauete Kette von lastenden Gliedern darstellt.